

Leseprobe aus

Robyn Harding

Verliebt, verlobt, verstrickt

Robyn Harding



Roman



ullstein 

Das Buch

Als Beth Carruthers von ihrer Freundin zu einem Strickzirkel eingeladen wird, will sie sich als erstes unter ihrem Bett verkriechen. Stimmt schon, ihr soziales Leben ist in letzter Zeit ziemlich verkümmert, aber steht sie wirklich in Gefahr, eine Liebesschnulzenabhängige Stubenhockerin zu werden wie ihre Mitbewohnerin? Oder eine merkwürdige Beziehung mit ihrem Kuscheltier einzugehen, so wie ihre Freundin Mel? Na ja, gut, vielleicht. Her mit dem Strickgarn!

Beth stellt fest, dass Stricken richtig Spaß macht, und sie fühlt sich ihren Mitstreitern gleich sehr verbunden. In diesem Kreis und mit einem Glas Rotwein und den Stricknadeln kann sie ganz sie selbst sein. Es bahnt sich sogar eine neue Beziehung an. Aber leider findet sie bald heraus, dass ihr Neuer ein Geheimnis hat, das das neue Glück schnell beenden könnte – und noch viel schlimmer: Es könnte die Gruppe der besten Freunde, die sie je hatte, zerstören ...

Die Autorin

Robyn Harding hat englische Literatur, Journalismus und Marketing studiert und arbeitet als freie Werbetexterin. Seit 2004 schreibt sie Romane und Drehbücher. Robyn Harding lebt mit ihrer Familie in Vancouver.

Robyn Harding

Verliebt, verlobt, verstrickt

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Februar 2012
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: FinePic®
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Apollo
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28260-2

Kapitel 1

»Ein was?!«, fragte ich ungläubig in den Hörer.

»Ein Strick- und Lästerclub«, antwortete meine Freundin Angie. »Du weißt schon, so ein Handarbeitszirkel.«

»Ähm, bist du nicht ungefähr vierzig Jahre zu jung, um einen *Strickclub* zu gründen?«

»Du hast ja keine Ahnung«, lachte Angie. »Stricken ist das neue Yoga und hat Fernsehen komplett ersetzt. Oder zumindest Lesen. Die Stars stricken alle.«

»Tatsächlich?«

»Julia Roberts, Catherine Zeta-Jones, sogar Brad Pitt.«

Irgendetwas klingelte da. Ich war mir relativ sicher, vor kurzem in einer Zeitschrift ein Bild von Russell Crowe gesehen zu haben, wo er ein paar Babystrümpfe strickte. Außerdem wusste Angie immer alles über die neuesten Trends. Als Moderatorin einer Fernsehsendung war es quasi ihr Job, der Mode immer zwei Schritte voraus zu sein. Die heißesten Clubs, Bands oder Bücher, Angie kannte sie alle. Auch in Sachen Styling, Accessoires, Einrichtung und Freizeitbeschäftigung war sie immer ganz weit vorn. Für Angie war das nicht nur ein Job, sondern eine Berufung. Sie sah sich als eine Art *Yoda* der Popkultur.

Aber selbst wenn Stricken der letzte Schrei war, musste es deshalb auch was für mich sein? Ich hatte bisher

nur ein einziges Mal in meinem Leben mit Nadel und Garn experimentiert, und zwar als achtjährige Pfadfinderin. Damals habe ich wochenlang Blut und Wasser geschwitzt, um endlich mein Handarbeitsabzeichen zu bekommen. Am Ende kam ein formloses orangefarbenes Etwas heraus, das ich stolz unserer Gruppenleiterin als Topflappen präsentierte. Die hat mein Werk dann missbilligend gemustert und mir nach einigem Zögern mein Abzeichen überreicht. Später habe ich den Topflappen dann meiner Oma zu Weihnachten geschenkt, die natürlich hochgradig entzückt war, bis sie ihn benutzte, um ein Backblech aus dem Ofen zu holen. Die Kombination aus billigem, hochentflammbarem Acrylgarn und viel zu lockeren, großen Maschen führte am Ende zu Verbrennungen zweiten Grades an ihrer Hand. Seither hat alles, was mit Stricken zu tun hat, für mich immer einen negativen Beigeschmack.

»Ich weiß ja nicht«, sagte ich. »Ich bin nicht gerade begabt in solchen Dingen.«

»Oh, als ob ich das wäre. Komm schon, das wird lustig.«

»Ehrlich gesagt, ist Stricken nicht wirklich mein Ding.«

»Denk doch nur an all die wundervollen und preiswerten Weihnachtsgeschenke, mit denen du deine Lieben erfreuen kannst!«

»Ich habe aber zwei linke Hände.«

»Genug Ausreden!«, rief Angie. »Es ist jetzt schon zwei Monate her, seit Colin und du euch getrennt habt. Es wird Zeit, dass du mal rauskommst und neue Leute kennenlernenst.«

»Neue Leute?« Der Strickclub wirkte immer weniger

anziehend auf mich. Auch wenn ich wusste, dass Angie natürlich recht hatte. Mein Sozialleben hatte sich dramatisch verändert, seit Colin und ich unsere vierjährige Beziehung beendet hatten. Als wir noch zusammen waren, haben wir die meiste Zeit mit unseren anderen Pärchen-Freunden verbracht, wir haben einander zum Essen eingeladen, Video- und Spieleabende veranstaltet, wo die Jungs gegen die Mädchen antreten mussten. Seit der Trennung hatte ich es vermieden, bei solchen Abenden dabei zu sein. Wer war schon gern das fünfte Rad am Wagen, das seine verheirateten oder verlobten Freundinnen anbettelte, bei den »Großen« mitspielen zu dürfen. »*Liebling, macht es dir etwas aus, wenn Beth mit uns zu dem Jazz-Konzert kommt? Ich weiß, es nervt total, aber sie ist eine alte Jungfer und ich habe Angst, dass sie sich etwas antut, wenn wir sie nicht einladen.*« – Ich konnte die mitleidigen Gespräche meiner Freunde geradezu hören.

Aber neue Leute kennenlernen? Dafür war ich noch nicht bereit. Ich war zufrieden mit meinem Sozialleben. Schließlich war es ja nicht so, dass ich gar keine Single-Freundinnen hatte. Ich hatte sogar zwei, um genau zu sein: Angie, und Mel, dreiundvierzig, zweifach geschieden und in einer unnatürlich engen Beziehung mit ihrem Golden Retriever. Außerdem fand ich es schön, Zeit mit mir allein zu verbringen, mich selbst wieder besser kennenzulernen. Ich war ja keine Autistin oder irgend so ein Psycho.

»Du benimmst dich wie eine Autistin. Oder irgend so ein Psycho.«

»Nein, das stimmt nicht!«, lachte ich nervös.

»Es ist Zeit, dass du dein Leben wieder in die Hand

nimmst, Beth. Immerhin hast *du* dich von Colin getrennt.«

»Ja, und du weißt genau, warum«, blaffte ich sie an.

»Ich weiß, ich weiß.« Angies Stimme klang genervt, und ich konnte fast hören, wie sie die Augen rollte. »Also, der erste Strick- und Lächerclub findet nächsten Donnerstag bei mir zu Hause statt. Kauf dir ein paar Nadeln und Garn und bring gern jemanden mit, wenn du willst.«

»Okay«, gab ich schließlich nach.

»Ich habe alle gebeten, jemanden mitzubringen, den sie gern besser kennenlernen würden«, fuhr Angie fort. »Auf diese Art und Weise bilden sich keine Grüppchen. Das wird sicher eine bunte, lustige Gruppe, wo wir uns alle wohl fühlen und gehen lassen können.«

Das wurde ja immer schlimmer. Auf gar keinen Fall würde ich mich in Anwesenheit von lauter Fremden gehen lassen, mit denen ich nichts gemeinsam hatte, außer den dringenden Wunsch, einen Schal selbst zu stricken.

»Also, kommst du?«

»Ich weiß nicht. Ich habe eine dringende Deadline«, antwortete ich.

»Glaub mir, Schätzchen, das ist genau das, was du brauchst: ein neues Hobby und neue Freunde.«

»Ja ... vielleicht.«

»Ich muss los. Ich bekomme gleich eine holistische Kopfmassage live vor der Kamera. Macht garantiert kräftigeres, glänzendes Haar und riecht wie ein Erdbeerefeld.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, schlurfte ich in die kleine Küche der Wohnung und öffnete sanft die Kühlschranktür, sehr darauf bedacht, die Frostmag-

netensammlung meiner Mitbewohnerin Kendra nicht durcheinanderzubringen. In den beiden oberen Külschrankfächern befanden sich diverse Grillsaucen, frisches Fleisch, verschiedene Käsesorten und eine Batterie Tupperdosen. Diese Fächer gehörten Kendra. Die beiden unteren Regale gehörten mir und waren leer, bis auf zwei Flaschen Corona und eine Dose Hummus. Ach zum Teufel. Ich griff nach einem Bier. Nach alledem, was ich durchgemacht hatte, hatte ich mir das verdient. Wäre ich ein Mann, würde es niemanden stören, wenn ich in meiner Unterwäsche und unrasiert auf dem Sofa liegen und schon am Morgen Bier trinken würde. Ein Blick auf die Uhr an der Mikrowelle verriet allerdings, dass es bereits 16:17 Uhr und längst nicht mehr Morgen war, außerdem war ich vollständig angezogen. Aber meine Beine waren behaart! (Ich sah irgendwie keinen Sinn mehr darin, sie zu rasieren.)

Ich trug mein Getränk zurück ins Wohnzimmer, ließ mich auf die riesige geblünte Couch fallen und nahm einen großen Schluck. Angie hatte doch keine Ahnung, was am besten für mich war. Ich brauchte kein neues Hobby oder neue Freunde. Ich brauchte Selbstmitleid. Warum verlangten die Leute immer von einem weiterzumachen? Drüber hinwegzukommen? Ich hatte einen riesigen Verlust erlitten. Wenn Colin gestorben wäre, würde niemand von mir verlangen, so schnell wieder auf die Beine zu kommen. Nur weil er noch am Leben war und es ihm gut ging mit seinem Grafikdesigner-Leben in Downtown, wollte man mich zwingen, vom Sofa aufzustehen, neue Leute zu treffen und Handarbeitsclubs beizutreten.

Colin und ich waren vier Jahre lang ein Paar gewesen.

Vier wundervolle Jahre. Okay, *wundervoll* ist vielleicht ein wenig übertrieben. Natürlich hatten wir unsere Probleme, wie jedes andere Paar auch, aber meist waren es nur kleine Sticheleien. Wir stimmten in allen wichtigen Punkten miteinander überein: Sinn für Humor, Musik- und Fernsehgeschmack, allgemeine Haltung zur Welt, und der Sex war einfach phantastisch. Sogar astrologisch stimmte es: Als Jungfrau war er der ideale Partner für eine Skorpion-Frau wie mich. Er war einfach perfekt. Bis auf den einen Punkt.

Es heißt immer, es kommt aufs richtige Timing an. Bei Colin und mir schien auch das Timing perfekt. Wir lernten uns auf einer Party kennen. Ich war neunundzwanzig, er achtundzwanzig. Ich hatte einige passable, allerdings nicht weiter erwähnenswerte Beziehungen hinter mir, er hatte sich ausgetobt und mit diversen schönen, aber vollkommen unpassenden Frauen viel Spaß gehabt. Wir mochten uns sofort, fanden uns anziehend und waren beide bereit für eine Beziehung. Somit dauerte es nicht lange, bis wir ein Paar wurden.

Zwei Tage, bevor ich dreißig wurde, zog ich bei Colin ein. Mein selbst gestecktes Ziel, mit dreißig verheiratet zu sein, hatte ich zwar nicht ganz erreicht, doch ich machte mir keine Sorgen. Ich hatte meinen Seelenverwandten gefunden, und das war schließlich mehr als die halbe Miete, oder? Ich war mir sicher, dass alles andere sich schon ergeben würde. Außerdem, solange ich mein erstes Kind mit fünfunddreißig hatte, war alles in Butter und ich glücklich.

Unsere Freunde kippten alle. In unseren vier gemeinsamen Jahren waren wir bei nicht weniger als sieben Hochzeiten und drei Baby-Partys. Ja, ich zählte mit. Und

jede einzelne dieser Veranstaltungen erinnerte mich an eine Wachsenthhaarung: ein bisschen merkwürdig, leicht schmerzhaft, aber nicht vollkommen unerträglich. Denn damals hatte ich noch Hoffnung! Jedes Weihnachten war ich fest davon überzeugt, dass ich in diesem Jahr keinen Pullover oder Gutschein fürs Kosmetikstudio, sondern endlich den lang ersehnten Ring bekommen würde. An Silvester erwartete ich Jahr für Jahr einen romantischen Heiratsantrag. Dann kam der Valentinstag. Mein Geburtstag war ja auch nur noch neun Monate entfernt. Doch jede einzelne dieser Gelegenheiten verstrich ohne das symbolische Geschenk und die dazugehörige Geste.

Die Panik setzte aber erst an unserem letzten gemeinsamen Weihnachtsfest ein. Nach meinem Plan war ich schon zwei Jahre überfällig, was das Heiraten anging, und die Baby-Uhr tickte gewaltig. Ich versuchte mir einzureden, dass wir noch genug Zeit hatten. Wenn Colin mir zu Weihnachten einen Antrag machen würde, könnten wir bis zum Herbst verheiratet und zu unserem ersten Hochzeitstag schwanger sein. Auf diese Art und Weise käme das Baby einige Monate vor meinem fünfunddreißigsten Geburtstag zur Welt. Gerade noch nach Plan.

Doch als ich am Weihnachtsmorgen ein Paar schwarze Wildlederhandschuhe und eine Digitalkamera auspackte, konnte ich einen gewissen Ärger nicht verbergen. »Was ist los?«, fragte Colin.

»Nichts!«, flüsterte ich, doch die Tränen in meinen Augen strafte meine Worte Lügen. »Das ist ... ganz toll.«

»Ich weiß, es ist nicht die beste oder teuerste Kamera«,

erklärte Colin. »Aber sie ist ziemlich gut. Ich dachte, es wäre schön, eine zu haben, wenn wir übers Wochenende nach Vancouver Island fahren.«

»Hmhm.« Ich versuchte zu lächeln. »Super.«

Colin sah besorgt aus. »Süße, was ist denn los?« Er zog mich dicht an sich heran. »Wenn dir die Kamera nicht gefällt, können wir sie umtauschen.«

Ich konnte mich nicht länger zusammenreißen. »Es ... es ... es ist nicht die Kamera«, schluchzte ich. »Es ... es ... ist nur ...« Ich gab den Versuch auf, mich verständlich auszudrücken, und warf mich schluchzend an seine Brust. Irgendwann hob ich dann mein verquollenes Gesicht, schaute ihn aus meinen roten, verheulten Augen an und atmete einmal tief durch.

»Wir sind jetzt fast drei Jahre zusammen, oder?«

»Ja.«

»Und wir sind doch glücklich, oder?«

»Sehr glücklich.«

»Und du liebst mich, oder?«

»Natürlich liebe ich dich«, sagte er sehr nachdrücklich, wie ich fand.

»Ich denke, ich habe einfach erwartet ... ich meine, wir bewegen uns ja schon seit einer Weile in die Richtung ... und wir werden ja auch nicht jünger ...«

Colin blieb stumm, und sein Blick war undurchschaubar. Schließlich zog er mich zu sich heran und drückte mich fest. »Ich weiß«, murmelte er in mein Haar. »Ich weiß.«

Also wartete ich wieder. Nun hatte ich ja klar ausgesprochen, was ich mir wünschte, also konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein. Das ganze Jahr über gab ich immer wieder kleine Hinweise:

»Oh, schau mal, wir haben schon wieder eine Hochzeitseinladung bekommen. Wie gefällt dir die Schrift?«

Oder: »Gott, ich hoffe, wir können bald heiraten.«

Aber mein Freund schien all das zu überhören.

Doch dann endlich, an einem eiskalten Novembertag, war es endlich so weit. Es war mein dreiunddreißigster Geburtstag, und Colin weckte mich zärtlich mit einem Kuss. »Happy Birthday, Baby«, flüsterte er mir ins Ohr. »Ich habe eine Überraschung für dich.«

Wir wollten uns nach der Arbeit in einem romantischen Restaurant mit Blick auf Seattles Uferpromenade treffen. Zieh dir was Schönes an, hatte er gesagt. Stunden habe ich für die Vorbereitungen gebraucht: die Frisur, das Make-up, das kleine seidene Schwarze, das eigentlich viel zu luftig für einen Abend im Spätherbst war. Als ich das Lokal betrat, schlug mein Herz wild gegen meinen Brustkorb. Eine Kellnerin führte mich in den hinteren Teil des Restaurants, wo Colin bereits an einem kleinen Tisch Platz genommen hatte. Nachdem er mich gesehen hatte, lächelte er dieses verschmitzte, jungenhafte Lächeln, mit dem er vor Jahren mein Herz erobert hatte. Die blonde Haarsträhne, die ihm normalerweise neckisch in die Stirn fiel, war förmlich zurück gegelt und zur Seite gekämmt. Er trug sein gutes Jackett. Mein Herz machte einen Satz. Colin trug dieses Jackett nur zu ganz besonderen Anlässen. Heute musste einfach *der* Abend sein.

Colin schenkte uns von dem teuren Rotwein ein und kramte dann in der Tasche seines guten Jacketts herum. »Beth«, sagte er und hielt die Hand noch unter dem Tisch versteckt. Er wirkte ein bisschen nervös – wie süß! Wie sehr ich ihn doch liebte! »Du weißt, dass ich dich liebe, oder?«

»Und ich liebe dich«, hauchte ich.

»Nun ... Alles Gute zum Geburtstag.« Er reichte mir eine kleine Schachtel aus schwarzem Samt.

»Ohrringe?!«, kreischte ich. Warum musste er mich nur so quälen?

»Die Diamanten sind mit Saphiren eingefasst«, erklärte er mit zitternder Stimme. »Und sie stammen aus Nordkanada, sind also ... du weißt schon ... moralisch unbedenklich.«

Ich konnte nicht länger an mich halten. »Ich wollte aber keine verdammten Ohringe, Colin!«

Sein hübsches Gesicht wurde ganz bleich und seine Stimme ganz leise, als er mir antwortete. »Ich weiß ...«

»Du willst mich also nicht heiraten?«, fragte ich geradeheraus.

»Nein, so ist es gar nicht, Beth. Ich meine, ich möchte wirklich nichts lieber, als mit dir zusammen sein. Aber ... ich bin nicht sicher, ob ich ... na ja ... heiraten will.«

»Du willst nicht heiraten?«

»Die Scheidung meiner Eltern war so bitter und verletzend. Ich hatte einfach nie das Bedürfnis nach ... einer formellen Bindung.«

»Niemals?«

Colin wurde immer blässer, und er begann, nervös zu zappeln. »Na ja ... man weiß ja nie ... Vielleicht irgendwann einmal ... In ein paar Jahren sehe ich das vielleicht anders.«

Ich starrte ihn ungläubig an. »Was meinst du mit *in ein paar Jahren*?«

»Ach ... keine Ahnung.« Er kicherte nervös. »Fünfzehn ... zwanzig Jahre?«

Fünfzehn bis zwanzig Jahre?! Dann wäre ich längst zu alt, um schwanger zu werden! Na ja, mit all den Fortschritten in der Reproduktionsmedizin war bis dahin sicher noch einiges drin, doch ich wollte mein erstes Kind nicht erst mit fünfzig bekommen! Ich wollte spätestens mit vierunddreißig ein Kind. Und nennt mich spießig, aber ich wollte vorher auf jeden Fall auch mit dem Vater meines Kindes verheiratet sein.

»Und was ist mit Kindern?«, fragte ich. »Willst du etwa, dass unsere Kinder als *Bastarde* aufwachsen?« Mir war klar, dass ich mich nun wie eine Klosterschülerin anhörte, aber das war mir egal.

»Ich ... ich will keine Kinder, Beth.«

Seine Worte waren wie ein Schlag in die Magenröhre. »Keine Kinder? Niemals?«, brachte ich krächzend hervor.

»Nein«, antwortete er ruhig. »Niemals.«

Nach diesem Abend bin ich aus unserer Wohnung ausgezogen. Colin wollte mir seinen Standpunkt erklären, doch ich war nicht in der Stimmung, mir die traurige Geschichte der Scheidung seiner Eltern, des bitteren Sorgerechtsstreits und all den Schäden, die seiner Seele damit zugefügt wurden, anzuhören. Mein Herz war gebrochen, ich war enttäuscht und fühlte mich betrogen. Die ganzen letzten drei Jahre über hatte Colin gewusst, dass Kinder ein wichtiger Bestandteil meiner Zukunftspläne sind. Wie oft hatte ich ihm gesagt, dass ich immer schon zwei Kinder wollte, erst ein Mädchen, dann einen Jungen (und wenn ich zwei Mädchen bekäme, würde ich danach trotzdem noch versuchen, einen Jungen zu bekommen, und umgekehrt). Ich erzählte ihm, dass ich be-

reits in der neunten Klasse beschlossen hatte, wie meine Kinder heißen würden: Shayla und Roman, versicherte ihm aber auch, dass ich nicht unbedingt darauf beharren würde. Er wusste es! Er wusste, wie wichtig mir Shayla und Roman (oder vielleicht eher klassisch Emma und Jack) mir waren! Und trotzdem hat er nie etwas gesagt.

Angie nahm mich für einige Tage bei sich auf, bis ich ein neues Zuhause fand. Zum Glück suchte die Freundin der Cousine einer Arbeitskollegin von Angie gerade eine Mitbewohnerin, und so landete ich in Kendras vollgestopfter Mädchenwohnung und trank allein und mit unrasierten Beinen am helllichten Tag Bier.

Kapitel 2

Die Erinnerung an die vergangenen Wochen hatte den dumpfen Schmerz in meiner Brust wiederbelebt, und ich nahm einen großen Schluck aus meiner Bierdose. Vielleicht half das ja gegen den Schmerz. O Gott, ich vermisste ihn noch immer. Aber ich hatte mich richtig entschieden. Klar hätte ich bei ihm bleiben können, doch dann hätte ich auf all das verzichten müssen, wovon ich schon als kleines Mädchen geträumt hatte. Nein, Colin war ein unreifer Bindungsphobiker, und ich verdiente etwas Besseres. Eines Tages würde ich Hand in Hand mit meinem erwachsenen und erfolgreichen Mann spazieren gehen, Emma in ihrem Kinderwagen vor mir her schieben, während Jack bei seinem Vater in der Tragetasche wäre. Colin würde auf einem Skateboard oder einem Rennrad und ohne Helm an uns vorbeifahren, und ich würde mich in meiner Entscheidung einmal mehr bestätigt fühlen. Aber jetzt, genau in diesem Moment, tat es nach wie vor weh.

Vermutlich war es wirklich eine gute Idee, neue Leute kennenzulernen und sich ein neues Hobby zu suchen. Doch ich fühlte mich schlicht noch nicht bereit dazu. Vielleicht konnte ich ja der Welt wieder ins Gesicht sehen, wenn ich noch ein paar Wochen länger in *Selbstmitleid* gebadet hatte. Ich schälte mich von der Couch

herunter und schleppte mich zu Kendras Stereoanlage. Neben ihrem vollgestopften CD-Regal (hauptsächlich die großen Divas, Celine, Mariah, Whitney) stand ein kleiner Karton mit meiner erbärmlichen Sammlung. Ich ließ eine The-Cure-CD in den Player gleiten und legte mich rücklings auf den Boden.

Ich rollte mich zu meinem Bier, nahm noch einen Schluck und tauchte in die klagenden, melancholischen Melodien ein. Es fühlte sich gut an, dem Schmerz endlich nachzugeben, nicht länger so zu tun, als ginge es mir gut. Mir traten Tränen in die Augen, und ich ließ sie ungehindert meine Wangen hinunterlaufen. O Gott! Warum hatte er sich nicht aus Liebe zu mir ändern wollen? WARUM NICHT? Gerade als ich mich so richtig schön in mein Selbstmitleid hineinsteigerte, hörte ich, wie Kendra den Schlüssel in die Wohnungstür steckte. Mist! Ich sprang auf und verkleckerte dabei beinahe das restliche Bier auf dem Boden, eilte zur Stereoanlage und stellte sie ab. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, dass ich mich zu sehr »zu Hause« fühlte. Schließlich war das noch immer Kendras Wohnung ... und ihre Stereoanlage. Hastig wischte ich mir die Tränen ab.

»Hi«, sagte ich mit gespielter Leichtigkeit, als sie ins Wohnzimmer trat. Bildete ich mir das nur ein, oder hatte sie sich gerade in dem Raum umgesehen, ob noch alles an seinem Platz war?

»Hi.« Kendra ließ ihre Handtasche und eine Einkaufstüte von *Nordstrom Rack* auf den Boden fallen und rollte sich sogleich in ihrer typischen katzenhaften Pose auf der Couch zusammen. Auch wenn man Kendra wohl gemeinhin eher als »kräftig« bezeichnet hätte, war sie erstaunlich beweglich.

»Na ... Wie geht es denn deiner Tante?« Nicht, dass ich mich wirklich für die ältliche Tante meiner Mitbewohnerin interessiert hätte, die sie soeben zum Kaffeetrinken getroffen hatte, aber ich fühlte mich doch zu ein wenig höflichem Small Talk verpflichtet.

Kendra kicherte, als hätte ich einen Insiderwitz gemacht. »Ach, Tante Helen ... Die ist schon ein echtes Original.«

»Tatsächlich?«, erwiderte ich und wartete darauf, dass Kendra die Originalität ihrer Tante erklärte. So gesprächig war sie allerdings nicht. Stattdessen nahm sie die Fernbedienung in die Hand, schaltete den Fernseher ein und begann, sich durch die Programme zu zappen. Ich startete einen weiteren Versuch, ein Gespräch anzufangen, und deutete auf die Tüte von *Nordstrom Rack*. »Hast du etwas Schönes gefunden?« Bei *Nordstrom Rack* einzukaufen ähnelt einer wilden Schatzsuche; wenn man offensiv genug vorging, konnte man unter den großen Mengen heruntergesetzter Waren das ein oder andere Designerstück zum Schnäppchenpreis ergattern. Vor einer Weile habe ich dort einmal eine phantastische *Dolce & Gabbana*-Jacke für achtzig Dollar gefunden.

»Ja, habe ich!« Sie streckte den Arm über die Couchlehne, wühlte in der Tüte und zog ihre Neuerrungenschaft heraus. »Schau mal.« In der Hand hielt sie ein in Plastikfolie eingeschweißtes Stück Stoff.

»Was ist es denn?«

»Ein neuer Überzug für das Bügelbrett«, flötete sie selig. »Ist er nicht niedlich? Mit diesen kleinen Eicheln drauf. Ich kann es kaum erwarten zu bügeln.«

»Äh ... ja ... ich auch nicht.«

Kendra rollte sich wieder auf dem Sofa zusammen.

»Ich bin total erledigt. Nachdem wir im Pike Market Kaffee getrunken hatten, bin ich den ganzen Weg zu ...« Plötzlich setzte sie sich aufrecht hin. Sie hatte meine leere Bierdose erspäht. »Hast du etwa getrunken?«

»Äh ...« Kendra klang regelrecht schockiert, als hätte sie mich dabei ertappt, wie ich mir Heroin zwischen die Zehen spritze. Schamesröte stieg mir ins Gesicht. »Ich habe einen großen Verlust erlitten«, wollte ich ihr erklären. »Colin war mein Seelenverwandter, meine ganze Zukunft. Ich will einfach noch ein paar Wochen in Selbstmitleid baden, und dann stehe ich auf und mache weiter.« Aber tief in mir ahnte ich, dass Kendra das wohl nicht verstehen würde. Obwohl sie schon sechsunddreißig war, schien sie bisher noch keine traumatischen Beziehungskrisen erlebt zu haben.

»Ich ... ich habe nur Fußball geschaut«, log ich. »Beim Fußball trinke ich manchmal gern ein Bier ... gehört doch irgendwie zusammen, oder? Bier und Fußball, Eier und Speck, Sonny und Cher ...«

Zwar sagte Kendra nichts, doch ich konnte ihr ansehen, dass sie nichts davon hielt, einsam an einem Nachmittag vor dem Fernseher Bier zu trinken. Sie seufzte schwer und stand langsam vom Sofa auf. »Im Fernsehen läuft nichts. Ich schau mir einen Film auf DVD an.« Unter dem CD-Regal befand sich Kendras DVD-Sammlung. Sie ließ sich im Schneidersitz auf den Boden sinken und suchte in aller Ruhe einen Film aus. »Hm. Wonach ist mir denn heute?«, murmelte sie vor sich hin. »*Wie werde ich ihn los in zehn Tagen? ... Wie ein einziger Tag? ... Ah! Jetzt habe ich's ... ein Oldie. Titanic.*«

O Gott, bitte nicht *Titanic*. Kendra legte die DVD in den Player, während ich ihr zerknirscht zusah. Natur-

lich ist *Titanic* der perfekte Film, um den Tränen freien Lauf zu lassen. Wenn die armen irischen Arbeiter im Schiffsinnen ihren elenden Tod in dem eiskalten Wasser erleiden, brachen bei mir alle Dämme. Wenn Leonardo, blau-blass vor Kälte, in Zeitlupe im Atlantik versank, heulte ich und biss in mein Kissen, bis nur noch Federn übrig waren. Doch in meiner derzeitigen Verfassung war ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt den Vorspann mit Celines Jammer-Ballade heil überstehen würde.

Meine Mitbewohnerin drückte auf »Play« und kehrte zurück in ihre Lieblingsposition auf der Couch. Ihr Blick war fest auf die Mattscheibe geheftet, während ich sie einen Moment lang ungestört beobachten konnte. Kendra war eines der seltenen Exemplare Frau, die scheinbar nicht auf einen männlichen Gefährten angewiesen waren. Zwar war sie keine wirkliche Männerhasserin, doch in der Regel hatte sie fürs andere Geschlecht nur Geringschätzung übrig. Für Kendra waren Männer gleichauf mit Tauben, die permanent auf den Balkon kackten, oder den kleinen grünen Würmern, die man in Biogemüse fand: lästig und nervig, aber nichts, worum man sich wirklich einen Kopf machen sollte. Nein, meine Mitbewohnerin sehnte sich nicht nach Liebe, Bindung und Babys so wie ich. Kendra war unabhängig ... selbstgenügsam ... vollkommen versöhnt mit der Vorstellung, den Rest ihres Lebens allein verbringen zu müssen. Verdammte, warum konnte ich nicht auch so sein?

Ohne den Blick von der Mattscheibe abzuwenden, griff Kendra in eine ihrer Einkaufstaschen und fischte eine fettige Papiertüte heraus. Sofort kroch mir der Geruch von Mini-Donuts vom Wochenmarkt in die Nase. Kendra zog gleich eine ganze Handvoll aus der Tüte und

stopfte sie sich auf einmal in den Mund. Und plötzlich spürte ich es ... der Geruch, der mir normalerweise nur angenehme Assoziationen bescherte, verursachte etwas anderes in mir ... etwas, das sich anfühlte wie ... Panik. Was zum Teufel war aus mir geworden? Wollte ich wirklich sein wie eine Frau, für die der Kaffeeklatsch mit einer älteren Tante das Freizeitereignis der Woche war? Und die Bügeln als ihr Hobby bezeichnete? Und Titanic als »Oldie« bezeichnete? Mit einem Ruck stand ich auf. Ich wusste genau, was ich zu tun hatte.

»Wo willst du hin?«, fragte Kendra und warf mir einen anklagenden Blick zu. »Willst du den Film nicht zu Ende schauen?«

»Ich habe noch etwas zu erledigen.«

»Oh.« Sie klang beleidigt, als sei James Cameron ihr Cousin und mein Abgang damit ein persönlicher Angriff. »Du musst es ja wissen. Es ist wirklich ein Superfilm – ein Klassiker.«

Schnell streifte ich mir meinen Regenmantel über und eilte aus der Wohnung. Kendras Leidenschaft für Schnulzenfilme und fettige Süßigkeiten hatten mir die Augen geöffnet. Ich musste wieder am echten Leben teilnehmen. Der Strickclub war ein kleiner, aber entscheidender Schritt in die richtige Richtung. Ich würde etwas Neues lernen und als Persönlichkeit wachsen. Außerdem würde ich interessante neue Leute kennenlernen. Schluss mit Kendra, der Couch und den Schnulzen. Ich war endlich bereit, mein Leben wieder in die Hand zu nehmen.

Ich ging die First Avenue hinunter, in Richtung Belltown und all seinen Geschäften. Zwar hatte ich keine Ahnung, wo ich Stricknadeln und Garn herbekommen

sollte, aber irgendwo würde sich schon ein Handarbeitsladen finden lassen. Je näher ich der Einkaufsstraße kam, umso belebter wurde es um mich. Die fahle Wintersonne hatte die Menschen aus ihren Häusern gelockt, um, mit Kaffeebechern in der Hand, das so dringend nötige Vitamin D einzusaugen. Fast kam es mir symbolisch für mein Leben vor. Seit meiner Trennung von Colin fühlte ich mich zum ersten Mal voller Hoffnung.

Und dann, wie aus dem Nichts, tauchte er auf. Da ich Handarbeiten bislang immer nur mit Brandverletzungen an älteren Familienangehörigen in Verbindung gebracht hatte, wunderte es mich nicht, dass ich den kleinen Laden bisher nie wahrgenommen hatte. Doch da war er – *Umgarnt* stand auf dem Schild; ein Geschäft, nur für Nadeln, Wolle und Strickmuster. Angie hatte recht: Stricken schien tatsächlich der letzte Schrei zu sein. Ich lehnte mich gegen die schwere Glastür und trat in den Laden.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, doch sicher nicht eine so schicke, elegante Boutique. Die Sonne fiel durch die hohen Schaufenster auf den glänzenden abgezogenen Holzboden. Die Wände waren in einem unaufdringlichen hellen Grün gestrichen und von oben bis unten mit Regalbrettern versehen. Dort türmten sich Knäuel von Wolle in allen Farben des Regenbogens. Langsam wanderte ich durch den Raum und versuchte, die bunte Pracht zu erfassen – von knalligen Pink- und Orangetönen über blasse Blautöne bis hin zu tiefem, sattem Lila gab es alles. Auch die vielen verschiedenen Materialien waren erstaunlich. Da gab es Wolle dünn wie Seide, andere, die aussah, als sei sie direkt von einem Schafrücken geschoren und aufgewickelt worden. In der

Mitte des Ladens war eine Reihe Tische aufgestellt, auf der man fertige Arbeiten bewundern konnte – kuschlig-warme Decken, zarte Schals mit elegantem Zopfmuster, grobgestrickte Pullover und zuckersüße Babymützchen. Alles in diesem Laden war so wunderschön, sinnlich – und verdammt beängstigend.

»Hi«, sagte eine freundliche Stimme, noch ehe ich die Flucht antreten und doch noch Leos Tod im Eiswasser mit ansehen konnte. »Kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau, die nun auf mich zukam, entsprach ebenso wenig meinen Erwartungen wie der Laden selbst. Eine Verkäuferin in einem Handarbeitsladen sollte aussehen wie eine zuvorkommende untersetzte Großmutter mit Dutt, aber diese Frau hier war Anfang vierzig und trug eine edle Tweedhose, die sie mit einem cremefarbenen Angorapulli kombinierte. Ihre langen braunen Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, und auf der Nase trug sie eine eckige Brille mit dunklem Rand. Sie lächelte freundlich und kam auf mich zu. »Sie wirken ein bisschen überwältigt. Sind Sie zum ersten Mal bei uns?«

»Ja«, antwortete ich und lächelte ebenfalls. Diese hilfsbereite, nette Verkäuferin musste ein Zeichen sein. Es war an der Zeit, das Selbstmitleid hinter sich zu lassen und wieder am echten Leben teilzunehmen. Wenn ich mir jetzt Stricksachen kaufte, würde ich auf jeden Fall zu Angies Treffen gehen. »Ich möchte einem Strick- und Lächerclub beitreten«, erklärte ich. »Können Sie mir dabei helfen?«

Kapitel 3

Ich kaufte ein Paar Stricknadeln, ein Buch mit Anleitungen und ein Knäuel wunderschöner tiefgrüner Wolle – oder vielmehr, eine Docke herrlichen Kammgarns. Grün – die Farbe der Hoffnung! Zumindest hatte ich das irgendwo gehört. Und ich fühlte mich gut, ja sogar ein bisschen aufgeregt. Ich würde etwas Neues lernen und neue Leute treffen. Ich würde mir einen dieser herrlich romantischen grobmaschigen Pullover stricken, und einen Überwurf für mein Bett. Sowie furchtbar süße Hüte und Schals für alle meine Freunde und Familienmitglieder. Weihnachten würde mich weniger als die Hälfte kosten. Der Strick- und Lächerclub war definitiv der richtige Schritt in die richtige Richtung! Nun musste ich nur noch eine Freundin finden, die ich zu dem Treffen am Donnerstag mitbringen konnte.

Mein erster Gedanken – nun ja, mein einziger Gedanken – war, meine geschiedene Freundin Mel einzuladen. Ihr Sozialleben war noch trauriger als meins, so schwer das auch vorstellbar war. Manchmal kam Mel mir gar ein wenig verstörend vor. Sie sagte Dinge wie: »Wir bleiben heute mal zu Hause und schauen einen Film, nur wir beide« oder »Wir waren das ganze Wochenende am Strand«. Dieses »wir« bezeichnete Mel und ihren drei Jahre alten Golden Retriever Toby. Wenn es außer mir